

= Kapitel 5 =

Im Lande der Verzweiflung.

„Reeeeehhh!!“ leitete Kapitän Martin die Kommandos zum Segelmanöver ein, und Juno, das Schwein, führte die Matrosen im Galopp an.

Sie enterten im Laufschrift auf, in noch nicht einer Viertelstunde war der letzte Lappen gesetzt, wie ein weißer Schwan flog unsere Fregatte vor dem steifen Nordostwinde dahin.

„Dunnerslag,“ meint der Kapitän zu mir, „das klappte! Das konnte fixer keine Kriegskorvette machen, die für jeden Mast hundert Mann hat.“

Ja, die Folgen machten sich schon bemerkbar! Die Knochen waren nicht umsonst geschmiert worden. Es steckte überhaupt schon etwas ganz besonderes dahinter.

Die Küste tauchte auf, wir steuerten mit 16 Knoten Fahrt in der Magalhaesstraße, sausten hinein.

Welches von Osten kommende Segelschiff macht das nach?

Nun, wir hatten eben Glück! Dort unten weht nämlich sonst fast ständig der Wind, der Sturm von Westen her. Aber warum soll er sich denn nicht einmal drehen. Die Sonneglut nach langer Windstille hatte einmal andere atmosphärische Strömungen erzeugt. Der Westwind würde schon wieder kommen.

Aber immerhin, es war Tatsache, daß wir jetzt mit geschwellten Segeln von Osten her in die Magalhaesstraße einsteuerten. Wir rutschten an einem mächtig qualmenden Kohlendampfer vorüber, als wär's eine Schnecke. Wir grüßten, auch der Dampfer holte die Heckflagge zum Salut nieder—und vergaß sie wieder hochzuziehen, ließ sie versehentlich auf Halbstock wehen, das Zeichen der Trauer.

Ach, wo sind die herrlichen Zeiten geblieben, da solch ein weißer Schwan direkt in den Hafen rauschte, ein Kommando, wie durch Zauberei rollten sich an die 35 ungeheuerere Segel gleichzeitig zusammen, und fest lag das Schiff an der Hafenummauer!

Und wenn man die nötige Mannschaft dazu hätte, sie wäre auf solch ein Massenmanöver einexerziert—man darf es gar nicht mehr. Die Hafenspolizei verbietet es, noch mehr die Gesellschaft, die das Schiff versichert hat. Das Segelschiff muß zur Einfahrt einen Schleppdampfer nehmen, es ist Zwang, und ist der Wind auch noch so günstig.

Neben mir stand die Patronin.

Was hatte das junge Weib mit den sonst so blassen Zügen plötzlich für ein rotes Gesicht? Und diese Augen, wie die strahlten!

Nun, ich wußte schon—.

Auch mir wurde das Herz so weit, so weit!

Ach, solch ein vollgesetztes Segelschiff vor dem Winde! Wo bleibst Du armseelige Qualmkiste!

„Kapitän Martin meint, mit 80 Matrosen könnten wir alle Rahen gleichzeitig bedienen!“ sagte die Patronin jetzt zu mir.

„Ich will dem nicht widersprechen, glaube aber, daß der Kapitän jetzt selbst der Überzeugung ist, auch 70 würden schon genügen.“

„Dann fehlen uns noch 35.“

„Ja, genau die Hälfte.“

„Sie werden mir diese Matrosen noch beschaffen, Herr Waffenmeister.“

Aaah, welche Aussicht! Da hatte ich ja Gelegenheit, mich in meinem eigentlichen Berufe, auf den mich der liebe Gott durch dieses junge Weib endlich gebracht hatte, noch weiter zu betätigen.

Was die vorhatte, das wußte ich ja nun schon längst. Herrlich!

„Ich will nur erst einmal—“

Beinahe hätte ich etwas über unser Ziel oder ihre sonstige Absicht zu hören bekommen. Der Kapitän machte einen Strich durch die Rechnung.

„Was macht der Bengel da oben?!“ schrie der Kapitän ärgerlich mit gen Himmel gewendetem Antlitz.

Es war Fritz, der Mondgucker, der ihn ärgerte.

Fockmast, Großmast, Kreuzmast. Von vorn nach hinten.

Die sieben Rahen—mehr gibt es nicht—des Großmastes sind: Großrahe, Untermars-, Obermars-, Unterbram-, Oberbram-, Royal- und Skyrahe.

Nach diesen Rahen werden die Segel benannt, einige haben aber auch einen besonderen Namen.

Das oberste Segel am Großmast, also an der Skyrahe, heißt der Mondgucker, offiziell.

Sind Schiffsjungen vorhanden, so wird der Mondgucker von einem solchen bedient, der dann gleichfalls Mondgucker heißt. Es ist ein Ehrentitel. Schiffsjungen gab es hier nicht, aber ich hatte doch einen solchen mitgebracht, den Fritz, ein kleiner, dicker Knirps, aber ein tüchtiges Kerlchen. Der hatte natürlich den Mondgucker bekommen, und nun war er eben Fritz, der Mondgucker.

Und jetzt machte der Bengel dort oben an der Skystange die Fahne! Ganz oben am letzten Endchen, am Flaggentopp. Er reckte den Leib seitlich in die Luft hinaus und zappelte mit den Beinen!

Der Bootsmann pfiß und drohte mit der Faust.

Der Junge sah es recht wohl—oder er war eben fertig mit seiner Fahne—rutschte an der Stange herab, lief ein Stück freihändig über die Skyrahe, sprang wie ein Affe an das nächste Geitau und schoß wie ein Blitz an diesem herab, bis auf Deck, kam gerade vor uns zu stehen.

Im Augenblick bemerkte ich nur eines.

Daß das sonst so blasse Gesicht der Patronin gerötet war, hatte ich schon gesagt.

Und jetzt bekam die doch mit einem Male einen Kopf so rot wie eine Klatschrose! Und so starrte sie den Jungen, der etwas verlegen vor uns stand, mit ganz entgeisterten Augen an.

Zunächst kam der Bootsmann, der zweite, August der Starke.

„Himmelhund!“ schnauzte er den Jungen an und hielt ihm die Faust, so groß wie eine ansehnliche Kegelkugel, unter die Nase.

Der Junge wurde noch verlegener, zugleich aber auch etwas trotzig.

„Na wat denn? Ick bin doch'n Paapenboorjer.“

Im Augenblick war ich wohl der einzige, der gleich wußte, was der Junge hiermit meinte.

Papenburg ist eine kleine Hafenstadt im Bezirk Osnabrück, die von dort stammenden Matrosen sind geradezu berühmt wegen ihrer Verwegenheit und wegen ihres „Supens“. Was ein richtiger Paapenboorger ist, der muß einen Eimer Grog ohne Absetzen austrinken und dann noch einen Aal auf der Nase balancieren können. Außerdem haben sich unter ihnen noch am besten uralte Seemannsgebräuche erhalten.

„Ach richtig, Du bist ja aus Papenburg!“ rief ich also. „Und wer von Euch zum ersten Male um Kap Horn segelt, der muß am Großstopp die Fahne machen, nicht wahr?“

„Ja freilich, muß ick doch, sonst muß ick doch enn ganze Pütze Saltwater utsupen.“

„Wir sind hier aber gar nicht bei Kap Horn.“

Der Junge blickte sich verwundert um nach Norden, wo ein Küstenstreifen zu sehen war.

„Neeee??“

„Wir sind in der Magalhaesstraße!“

„Tjoooo?? Ick dacht, dat wär Kap Horn.“

Ich kam nicht zum Lachen.

Plötzlich zieht die Patronin vom Finger einen Ring, von dem ein wahres Feuermeer in allen Regenbogenfarben ausgeht, ein erbsengroßer Brilliant, von vielen kleineren umgeben, und gibt ihn dem Jungen.

„Da nimm—zum Andenken, daß Du zum ersten Male in die Magalhaesstraße kommst!“

Ich war ein Esel, daß ich ob dieses Geschenkes, ob dieser ganzen Handlungsweise so bestürzt wurde.

Ich hätte dieses junge Weib nun schon viel besser kennen müssen.

Was waren der denn diese blitzenden Steinchen!

Vielmehr wundern hätte ich mich müssen, daß sie nicht sofort Befehl gab, die Segel zu raffen, Dampf aufzumachen und zurückzufahren, um Kap Horn herum—nur dieses Jungen wegen, damit der dort seine Fahne machen konnte.

Daß der Junge verlegen wurde, war begreiflich. Schüchtern drehte er den funkelnden Ring zwischen seinen kulbigen Fingern.

Hast Du, Leser, schon einmal die Hand von so einem Schiffsjungen gesehen, auch wenn er nur seine erste Reise gemacht hat? Du würdest wahrscheinlich erschrecken. Denke daran, wenn Du eine Tasse Kaffee trinkst, ohne diese Schiffsjungenhand hättest Du keinen Kaffee.

Und dann geschah etwas, was die Situation wieder total veränderte.

Der Junge dachte wohl, daß er doch irgend etwas sagen müßte, und so blickte er die Patronin von unten mit verdrehten Augen mißtrauisch an, und noch mißtrauischer erklang es:

„Is dat ook echtes Gold?“

Ach, wie soll man so etwas denn beschreiben!

Ich platzte los, glaube, ich habe der Patronin ins Gesicht gesprudelt. Und die gab einen unbeschreiblichen Ton von sich, drehte sich schnell um und mußte das Taschentuch gebrauchen.

Der Junge trollte sich.

„Laß ihn Dir von keinem Affen und von keinem Elefanten mausen!“ rief ich ihm lachend nach.

„Nee, nee, ick schenk emm mien Brut.“

Hatte der fünfzehnjährige Knirps auch schon eine Braut! Natürlich, als Paapenboorger!

Ich, noch immer aus vollem Halse lachend, wollte mich wieder der Patronin beigesellen, die an der Bordwand stand, das Taschentuch vorm Gesicht, der ganze Körper von Lachen erschüttert.

Da aber merke ich, daß sie gar nicht lacht.

Sie weint! Ein konvulsives Schluchzen!

Jetzt wäre eine maßlose Bestürzung meinerseits angebracht gewesen. Ich war es aber nicht.

Ich ahnte etwas, wußte etwas.

Nein, der galten die blitzenden Steinchen nichts.

Die suchte etwas viel echteres als echtes Gold—etwas, was man für alles Gold der Welt nicht erkaufen kann. Dort der Knirps, der Mondgucker, der mit seiner Fahne am Großtopp die Sitten seiner Ururururahren geehrt hatte—der hatte so etwas Unverkäufliches in seiner Brust!

Ooooh, ich konnte mir recht wohl den Zusammenhang zwischen dieser waghalsigen Turnerei und dem blutroten Kopfe der Patronin, zwischen dem Ringe und ihrem Weinen erklären!

Aber mit Worten ausdrücken läßt sich so etwas nicht.

Also genug davon!—

Das heißt aber—wenn die ihre Ringe so weiter verschenkte, dann hatte sie bald keinen mehr auf den Fingern oder sie mußte sich andere anstecken.

Nun, hatte sie nicht gesagt, sie gebiete über unermessliche, unerschöpfliche Schätze?

Ein etwas merkwürdiger Ausdruck.

Hm!

Ich schlenderte zum Kapitän, stellte einmal eine Frage, die mir als ganz exklusivem Waffenmeister wohl erlaubt war.

„Herr Kapitän, wissen Sie, wie hoch dieses Schiff versichert ist?“

„Es ist unversichert.“

Ahaaa!!

O, es ist etwas Herrliches um ein unversichertes Schiff. wenn ich es mir leisten könnte, ich würde mein Schiff auch nicht versichern. Die Versicherung frißt doch mehr als dreiviertel des ganzen Verdienstes, den ein Schiff einbringen kann. Ein Schiff ist kein Haus. Mit einem Hause kann man nicht so leicht „anecken“. Eckt man aber mit einem Schiffe an, dann kann es sehr leicht futsch sein. Und mit einem unversicherten Schiffe kann man auch, wenn's einem Spaß macht, in jeden Hafen segeln. Das kostet dann nur eine Polizeistrafe.

Ja, es ist etwas Herrliches um ein unversichertes Schiff!

In anderer Hinsicht aber kann es auch etwas sehr, sehr Böses sein!

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Der erste, östliche Teil der Magalhaesstraße ist 320 Kilometer lang. Man verlange keine Beschreibung. Ich will nur sagen, daß man durch enge Straßen, Narrows, aus einem Becken ins andere kommt, und jedes solcher Becken ist einfach ein Meer, und die engen Straßen sind so breit, daß man, wenn man in der Mitte fährt, keine Ufer sieht. Aber äußerst gefährlich wegen der vielen Inselchen und Riffe.

Früh um acht hatten wir die Grenze passiert, von welcher an man die Magalhaesstraße rechnet, nachmittags gegen vier näherten wir uns dem Punkte, wo sie einen scharfen Bogen nach Südwesten macht.

Während der letzten Stunde hatte der Kapitän ein Segel nach dem anderen festmachen lassen, dafür mußten die Heizer hinab, der Schornstein begann zu

qualmen, ohne daß schon die Maschine arbeitete. Immer mehr verlangsamte sich die Fahrt.

Auf der Kommandobrücke stand Doktor Cohn und machte ununterbrochen nach der Sonne geographische Ortsbestimmungen.

Doktor Isidor Cohn. Er hatte den doppelten Doktorhut, sogar den dreifachen. War Doktor der Medizin und Doktor der Philosophie, hatte speziell Mathematik und Astronomie studiert, außerdem Philosophie, wegen einer vergleichenden Abhandlung des Sanskrits mit anderen Sprachen war er von der Universität Oxford zum Ehrendoktor ernannt worden.

Der ungefähr dreißigjährige Mann beherrschte vollkommen in Schrift und Wort 23 verschiedene Sprachen; waren die Dialekte nicht mitgezählt.

Man wolle hierüber nicht staunen. Wer so etwas unglaublich findet, der weiß nicht, was es für Sprachgenies gibt, weiß nicht, daß jeder Kaufmann in der Levante alle Mittelmeersprachen spricht, und das sind acht.

Über die Fähigkeit, sich eine fremde Sprache anzueignen, ist überhaupt nicht zu disputieren. Wir wissen auch nicht, wie es in dem Gehirne solch eines Wunderkindes aussieht, das mehrstellige Zahlen sofort im Kopf multipliziert. Oder im Kopfe solch eines Mannes, der blindlings Schach spielt, mit einem Dutzend Gegnern zugleich, er sieht die Bretter gar nicht, und dennoch lenkt er seine Figuren zum Siege.

Man schlage im Konversationslexikon einmal das Wort „Mezzosanti“ auf. Da wird man lesen, daß der Mann dieses Namens, ein Kardinal, 58 Sprachen schrieb und sprach, mit den Dialekten mehr als hundert. Oder Elihu Burritt, auch sehr interessant. Ums Jahr 1825 wurde in dem amerikanischen Städtchen New Britain, Staat Connecticut, in einer Hufschmiede ein Lehrjunge entdeckt, der perfekt Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch und Suahelisch konnte. In dem Hause hatte ein akademischer Theologe gewohnt, der dann als Missionar unter die Suahelis nach Afrika gegangen war, sich hierauf vorbereitet hatte, seine Grammatiken und Wörterbücher zurückgelassen hatte. Die waren dem Jungen in die Hände gefallen, er hatte sich diese Sprachen angeeignet, während er den Blasebalg zog. Der später als Prediger für den Weltfrieden berühmt gewordene Grobschmied starb 1879 zu Neuyork, seiner Liebhaberei ist er bis zu seinem Tode treu geblieben.

Auf dem Londoner Hauptpostamt steht noch heute ein junger Neger als Auskunftsdozent, der achtzehn Sprachen spricht. Sie sind auf einer Blechtafel, die auf seiner Brust hängt, angegeben. Der wird oft genug geprüft. Er spricht sie perfekt, Deutsch ebenso gut wie Bulgarisch. Und der Dolmetscher auf dem Neuyorker Hauptpostamt, ein Armenier, spricht gar 27 Sprachen.

Sollte da dieser jüdische Gelehrte, dem alle Mittel zur Verfügung standen, von dessen alles durchdringenden Scharfsinn und fabelhaften Gedächtnis ich noch Proben genug bekommen sollte—sollte der, wenn er nun einmal ein ganz besonderes Sprachentalent besaß, sich nicht 23 Sprachen angeeignet haben können?

„Haben Sie schon als Kind angefangen, diese Sprachen zu erlernen?“ fragte ich ihn einmal.

„Ich konnte schon als dreijähriges Kind geläufig fünf Sprachen.“

„Ist nicht möglich!“

„Jawohl! Deitsch, Jiddisch, Deitsch-jiddisch, Jiddisch-deitsch—und durch de Nos.“

„Nein,“ fuhr er dann fort nach diesem Witze, wie er sie so liebte, „ich war bis zu meinem vierzehnten Jahre ein kreuzdummes Luder. Mir war es immer, als

hätte ich ein Brett vorm Kopfe. Eines Morgens, wie ich erwachte, war das Brett weg. Dann habe ich in einem Vierteljahre alles das nachgeholt, was ich in acht Schuljahren versäumt hatte. Und das ging dann so weiter. Wie ich eine fremde Sprache lerne? Ich lerne sie überhaupt nicht. Ich nehme ein Buch, in der betreffenden Sprache geschrieben, lese es einmal, lese es zweimal, dreimal—dann kann ich diese Sprache.“

„Das verstehe ich nicht recht. Sie schlagen zuerst fortwährend im Wörterbuch nach?“

„Nein. Habe ich nicht nötig. Es ist immer dasselbe Buch, welches ich lese. Das kann ich auswendig. Es ist das Neue Testament. Weshalb ich gerade dieses gewählt habe? Weil das Neue Testament von der Londoner Bibelgesellschaft in mehr als 300 Sprachen übersetzt ist. Da hat man die Auswahl. Hat die eigene Sprache eine eigene Schrift, dann muß ich diese freilich zuerst lernen. Aber sonst geht es gleich los. Nur daß ich mit dem Evangelium Johannis anfangen. Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und da ist mir keine Zeile fremd, jedes einzelne Wort kenne ich, und diese Übersetzungen sind möglichst wortgetreu. So erlerne ich die Sprache vollständig. Die zur Konversation nötigen Redensarten eigne ich mir bei der ersten Gelegenheit im Handumdrehen an. Und will ich die betreffende Sprache von grundauf beherrschen, dann treibe ich die Grammatik erst hinterher. Das ist das ganze Geheimnis.“

Jawohl, wenn man es nur nachmachen könnte!

„Ach, das können Sie auch. Aber sehen Sie hier, machen Sie mir das mal nach, das ist wahre Kunst!“

Und er wackelte mit seinen großen, weitabstehenden Ohren, konnte sie sogar unabhängig voneinander bewegen, jedes für sich, was nun zum Schießen aussah!

Ja, das war unser Doktor Isidor, wie er nur genannt wurde.

Auch noch in anderer Hinsicht war er ein Genie: ein Sumpfgenie. Ein Glück war es für ihn, daß er immer ein armer Teufel gewesen, immer von der Hand in den Mund gelebt hatte. Ja sogar ein großes Glück, daß er, wenn er einmal Geld in die Finger bekommen, dieses sofort in sinnloser Weise verschleudert hatte, einfach weggeschmissen. Denn das steht fest: wenn einmal ein Jude leichtsinnig ist, dann kennt er auch keine Grenzen!

Zuletzt hatte er zwanzigtausend Mark geerbt. Wie lange er nicht nüchtern gewesen war, wußte er nicht. Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in einer Kaltwasserheilstätte. Wo das Geld geblieben war, wußte er nicht. Einfach weg. Er kümmerte sich auch nicht weiter darum.

Aus dieser Nervenklinik hatte ihn Frau Helene Neubert geholt. Immer noch als ein Häufchen Unglück. In den ersten Tagen an Bord hatte er noch so den Taddrich gehabt, daß man ihm keine Gabel in die Hand zu geben wagte, er stach sich mit ihr beim Essen in die Augen. Aber jetzt war er wieder ganz perfekt. Nur mußte er wohl immer den nötigen Alkohol im Leibe haben.

Also jetzt nahm Doktor Isidor mit dem Sextanten ständig die Sonne auf und führte die Berechnungen aus, pfiff dazwischen ab und zu einen Kognak. Ich blickte einmal in sein Buch. Ach, diese Formeln! Ja, wir machen auch solche geographische Bestimmungen, müssen auch astronomische Kenntnisse besitzen—aber wo bleiben wir armen Steuermännel gegen einen richtigen Astronomen!

Die letzten Segel waren geborgen.

„Halbe Kraft voraus!“ klingelte der Signalapparat nach dem Maschinenraum.

Wir näherten uns offenbar irgendeinem Ziele, und wenn dieses auch nur in der Luft lag. Der Kapitän hatte schon seine Instruktionen!

In südlicher Ferne tauchten die Umrise von Gebirgen auf.

„Herr Waffenmeister, bitte!“

Die Patronin stand am Kajütenaufbau und spähte durch ein Fernrohr nach diesen Gebirgen. Ich ging hin.

„Sind Sie schon einmal hier gewesen?“

„Ich bin zweimal um Kap Horn gekommen, aber nicht hier durch.“

„Kennen Sie sonst diese Gegend?“

„Nun, was jeder gebildete Mensch und speziell jeder Seemann kennen muß.“

„Das ist also das Feuerland!“

„Ja, was man so das Feuerland nennt. Was wir dort sehen, dürfte noch das spezielle Feuerland sein, die Tierra del Fuego, eine sehr große Insel, halb zu Chile, halb zu Argentinien gehörend. Der zweite Teil der Magalhaesstraße wird von einem Gewirr zahlloser kleiner Inselchen begrenzt, die man zusammen als Desolation-Land bezeichnet.“

„Desolation-Land!“ wiederholte das junge Weib sinnend. „Wissen Sie, was das heißt, Desolation?“

Der nahm ich es nicht einmal übel, daß sie mich so ausfragte.

„Traurigkeit, Trostlosigkeit, Verzweiflung.“

„Ja, das Land der Verzweiflung. Warum mag das so heißen?“

„Na, weil es dort eben ganz verzweifelt traurig und trostlos aussehen soll.“

„Hm. Ich habe auch schon einen anderen Grund für diesen Namen gehört.“

„Haben Sie? Was für einen?“

„Haben Sie das Wort Desolation vielleicht schon sonst einmal gehört?“

Ich sann einen Augenblick nach und fuhr empor.

„Alle Wetter ja! So hieß doch die Fregatte von dem van Horn, der als Anführer der französischen Flibustier in den Jahren 1603 und 4 alle die Hafenstädte von Chile, Peru und Mexiko ausplünderte! Ja, dem seine Fregatte hieß DESOLATION. Er hatte ihr diesen Namen nicht selbst gegeben, sondern die armen Spanier taufte sie so, was er dann akzeptierte, weil überall, wo das Schiff mit dem gehißten Signal des furchtbaren Räubers erschien, die trostloseste Verzweiflung herrschte. Ja, und dieser van Horn ist dann verschollen, im Jahre 1605, als er mit seiner Fregatte, die ganz mit Schätzen vollgepropft war, auf dem Rückweg begriffen war, um Kap Horn segeln wollte. Oder, von Westen her, wahrscheinlich durch diese Straße. Sie meinen, daß das Desolation-Land nach dieser Fregatte genannt worden ist? Das glaube ich nicht. Diese Übereinstimmung ist nur ein Zufall.“

Überrascht hatte die Patronin den Kopf gehoben und mich angeblickt.

„Woher wissen Sie denn das?!“

„Nanu! Das weiß doch jeder Mensch, der nur einiges Interesse für so etwas hat! Bukanier und Flibustier! Und der van Horn kam doch gleich nach dem Morgan. Ei, das war ein feiner Mann, dieser van Horn aus Ostende, ein humaner Mann! Wenn sich neue Leute für seine Räuberdienste meldeten, dann mußten sie sich anstellen, und urplötzlich wurde ganz unvermutet hinter ihrem Rücken eine Kanone abgefeuert. Horn beobachtete sie dabei, und wer bei dem Donnerknall auch nur im leisesten zusammenzuckte, den schoß er auf der Stelle nieder. Unbrauchbar—weg! Ei, das war ein Patentmännel, dieser van Horn!“

„Ja, aber woher wissen Sie denn auch so genau die Jahreszahlen?“ lachte die Patronin, obgleich es da doch gar nichts zu lachen gab, das war doch vielmehr sehr traurig.

„Ach so!“ mußte aber auch ich jetzt lachen. „Ja, sehen Sie, Madame—ich habe nämlich nur lesen gelernt, um Seeräubergeschichte zu studieren. Schon in meinem zehnten Jahre hätte ich auf jeder Universität den Professorenstuhl für Seeräuberuniversalweltgeschichte einnehmen können. Ich kannte die genaue Biographie von sämtlichen Seeräubern der Welt, vom grauesten Altertume an bis in die Zukunft, sogar von solchen, die überhaupt gar nicht existiert haben. Ei, ich habe auch ein Seeräuberdrama geschrieben, gedichtet, in Versen. Als ich noch bei der Marine diente. Kling-Klang-Klung, der Schrecken des gelben Meeres, oder der blutige Popanz in der Kleiderkiste. Es ist auch aufgeführt worden. In Wilhelmshaven. Zu Kaisers Geburtstag. Die Frau des Divisionskommandeurs bekam vor Lachen die Schreikrämpfe. Faktisch.“

Die Patronin wand sich jetzt schon vor Lachen. Sie lachte gar zu gern.

„Von Matrosen aufgeführt?“

„Jawohl. Sie denken wohl, die können nicht schauspielern? Nu, Sie hätten die blauen Jungs nur einmal sehen sollen!“

„Könnten Sie so etwas nicht einmal hier aufführen?“

„Ja, Madam, das ist ein Gedanke!“ fuhr ich empor. „Ich habe auch schon daran gedacht, daß zwischen die Turnerei und Sportspiele auch einmal eine geistige Anregung kommen muß! Richtig, ich werde meinen Kling-Klang-Klung noch einmal bearbeiten! —Ja, also Sie meinten, daß dieses Insellabyrinth nach jener Fregatte Desolation genannt worden ist? Nein, jetzt entsinne ich mich, daß schon Magalhaes dieses Land so getauft hat, und der ist im Jahre 1520 hier durchgekommen.“

Unterdessen hatte die ARGOS immer direkt auf die Küste zugehalten, mit halber Kraft, Matrosen mußten ständig loten.

Jetzt war die Küste schon mit bloßen Augen als Landschaft zu erkennen, man konnte die einzelnen Bäume unterscheiden.

Ein herrlicher Anblick! Die Berge bis oben hinauf mit frischem Grün bekleidet, vorher die flache Küste ein einziger Buchenwald!

Und das nennt man nun das Land der trostlosen Verzweiflung! Welche Ironie!

Ja, wir befanden uns eben im Hochsommer, auf dem 52. Breitengrade! Auf diesem liegt auf der nördlichen Halbkugel Berlin, und das wäre dort jetzt Juli gewesen. Und wirken tat hier die Sonne ebenso. Wo nur irgendwie ein Grashalm gedeihen konnte, da mußte sie wohl Grün hervorzaubern.

Aber wie ungünstig die südliche Erdhälfte durch atmosphärische Verhältnisse gegen die nördliche gestellt ist, das zeigten dort schon die Bäume. Es waren fast nur Buchen, dieselbe Art, die im Norden gedeihen. Dort aber ist die Buche doch ein sehr stattlicher Baum, hier dagegen blieb sie zwergenhaft klein.

Und drei Monate später, wenn hier im Verhältnis zum nördlichen Breitengrad erst der Herbst anbrach, dann mußten diese Bäume alle Kraft zusammennehmen, um einem acht Monate langen Winter trotzen zu können, und sie durften nicht hoch sein, sonst hätten sie den hier fast unausgesetzt brausenden Weststürmen nicht widerstanden.

Wir hatten es eben auch sonst ganz wunderbar getroffen. Von solch einer Wasserstille in der Magalhaesstraße können wenig Seeleute erzählen. Wie mochte sonst dort an den Felsen für gewöhnlich die Brandung wüten, umsonst

waren doch dort nicht solche Löcher ausgehöhlt, während man jetzt hätte hineinschwimmen können.

„Recht so, Frau Patronin?“ rief der Kapitän.

„Können wir ankern?“

„Ja. In elf Meter guter Muschelgrund.“

„Es ist Ebbe?“

„Tiefste Ebbe.“

„So gehen wir zunächst vor Anker.“

Der Steuerbordanker rasselte herab und faßte. Wir lagen kaum einen Kilometer vom Ufer entfernt. Die Küste war sehr ungleichmäßig, lauter Landzungen und Buchten, welche die Ausläufer der Taleinschnitte zu sein schienen. Doch konnten es ebensogut durchgehende Wasserstraßen sein, wir hatten also vielleicht auch lauter kleine Inseln vor uns. Das war ja nicht zu unterscheiden.

Da kam aus solch einer Bucht, von einer höheren Felsformation eingefaßt, ein Boot hervor, mehrere andere folgten. Eingeborene statteten uns einen Besuch ab, Feuerländer, in ihrer Sprache Pescheräs.

Es sind auf dieser südlichen Seite der Straße verschiedene große Buchten bekannt, in welche auch die größten Schiffe sicher einlaufen können, in denen man bei schweren Stürmen Schutz sucht. Hier kommen diese Pescheräs mit den Schiffen in Berührung, betteln sie an.

Ob auch hier solch eine bekannte Bucht war, wußte ich nicht. Jedenfalls aber wußten diese Eingeborenen, daß sie von uns nichts zu fürchten hatten, daß sie von diesem Schiffe etwas geschenkt bekamen.

Die Boote waren einfache Baumstämme, ganz roh behauen, durch Feuer ausgehöhlt. In jedem saßen drei oder vier Männer von schmutzig brauner Farbe, nur um die Hüften ein Fell geschlungen, eine andere Bekleidung hatten sie ja auch bei dieser Sommerwärme nicht nötig, während sie sich sonst in Pelze hüllen, kleine, plumpe Gestalten, jetzt wohlgenährt, während sie, wenn man sie am Ende des Winters zu sehen bekommt, sämtlich klapperdürre sind.

Diese Veränderung ihrer Körperbeschaffenheit zeigt schon, auf welcher tierischen Stufe sie stehen. Sie leben von der Hand in den Mund, und selbst wenn sie sich einen Vorrat von Lebensmitteln für die kurze Zeit anlegen könnten, so tun sie es doch nicht, sind zu faul dazu, kennen überhaupt kein Morgen. Für den Sommer bauen sie sich primitive Hütten aus Zweigen, sonst hausen sie in Höhlen und Erdlöchern. Als Jagdtiere gibt es Guanakos und eine Art Wolf, vielleicht aber ist es ein verwilderter Haushund, erst später eingeführt, den sie mit Pfeil und Wurfhammer erlegen; noch mehr leben sie von Schaltieren und Fischen. Den hier sehr häufigen Seehund können sie nur im Winter erlegen, lauern ihm an seinem Eisloche auf. Weiter hinaus auf das Meer dürfen sie sich in ihren elenden Booten nicht wagen. Ein Freudenfest ist es, wenn ein Walfisch strandet. Dann die Eier der zahllosen Seevögel. Jetzt hatten sie sich gemästet.

Auch zwei Weiber waren dabei, die Gesichter noch häßlicher als die der Männer. Der unförmige Mund an den Winkeln weit herabgezogen, so daß es immer aussah, als ob sie zu weinen anfangen wollten. Alles an ihnen starrend vor Fett und Dreck, alles eine Schmiere. das straffe schwarze Haar ganz verwildert, sogar über das Gesicht hängend, wodurch sie erst recht ein wildes Aussehen bekamen, obgleich es die harmlosesten Menschen sind.

Die Boote legten sich an dem Schiffsrumpf zusammen, ein allgemeines Schnattern und Gestikulieren, sehr deutlich, sie rissen die Mäuler auf, deuteten darauf und kauten.

Ein Sack Schiffszwieback wurde ihnen hingeworfen. Gleich darüber hergemacht, die Wolfsgebisse malnten. Das zuletzt aufgeschlagene Faß Salzfleisch war sehr fettig, talgig. Wir warfen die Stücke einzeln hinab; sie wurden sofort verschlungen, ohne erst gekaut zu werden, die Zähne rissen nur ab. Als sie aber nun sahen, daß sie immer mehr bekamen, fraßen sie—pardon, verzehrten sie nur noch den Talg, das Fleisch warfen sie über Bord. Sie hätten sich das Fleisch, wenn sie es auch weniger gern aßen, doch für später aufheben können. Aber nein, es wurde gleich ins Wasser geworfen.

Der zweite Maschinist brachte ein großes Paket Talglichter. das sah nun sehr hübsch aus, wie sie die aufknabberten, nur den Docht übrig lassend, den sie aber zuletzt ebenfalls verschluckten. Ich wurde lebhaft an meine Knabenzeit erinnert, wo ich erst den Apfel schälte und dann hinterher auch die Schale aß; nur daß es hier umgekehrt ging: erst das Äußere, dann das Innere.

Doktor Isidor rief wiederholt etwas zu ihnen hinab, hielt ganze Reden. In ihrer Sprache? Sicher. Er hatte sie auch erlernen können. Die Londoner Bibelgesellschaft hat das Neue Testament auch in Pescherä übersetzt. Freilich ganz verlorene Liebesmüh. Die wollen alte Talglichter haben, aber keine Neuen Testamente. Und dann mußten sie doch auch erst lesen können. Es gibt allerdings einige Missionen mit Schulen dort, aber die hier wußten nichts davon.

Doktor Isidor sagte es mir später. Ja, er hatte sich vorbereitet, um sich mit den Pescheräs unterhalten zu können. Auf Antrag der Patronin. Er hatte in seiner eigenen Bibliothek diese sämtlichen Bibelübersetzungen. Aber nicht etwa, daß er das Pescherä zu jenen 23 Sprachen zählte, die er beherrschte. Er hatte sich nur einige Fragen und Reden zurechtgelegt. Auf Veranlassung der Patronin. Aber die Kerls dort unten reagierten nicht auf des Doktors Parlamentsreden, sie wollten noch mehr Talglichter haben.

„Wie können wir sie denn nur an Bord locken?“ meinte die Patronin.

„Es ist schade, daß wir ihnen schon so viel gegeben haben, nun sind sie schon satt, nun kommen sie nicht mehr.“

Verschiedene Gegenstände wurden ihnen gezeigt, die das Herz dieser Leute doch reizen mußten, Spiegel, Messer und dergleichen—ja, sie wollten sie haben, aber nicht heraufkommen, so dicht man ihnen auch das Fallreep vor die Nase hing und winkte, wie Isidor auch parlamentierte.

„Soll ich mal einen heraufholen?“ meinte Juba Riata, schon das Lasso von den Hüften wickelnd.

Lachend wehrte die Patronin ab. Es wurde überhaupt viel gelacht.

„Tante, was nehmen die sich denn immer vom Kopfe aus den Haaren und stecken es in den Mund?“ fragte die kleine Ilse.

Noch ein Boot kam aus der Bucht gerudert, mit drei Männern und einem Weibe. Und da machten wir eine hochinteressante Beobachtung.

Das noch junge, derb entwickelte Weib war über und über mit Knochen behangen, mit menschlichen. Es war das ganze Gerippe eines Mannes, die einzelnen Knochen mit Sehnen zusammengeheftet, aber bunt durcheinander. Den Totenschädel trug sie vorn auf der Brust, einen Schenkelknochen an der Seite, den anderen auf dem Rücken, und so weiter. Aber auch das letzte Fingerknöchelchen war vorhanden.

Hiermit war eine von den Ethnologen heiß umstrittene Frage bejahend beantwortet. Es handelt sich um eine besondere Art von Totenverehrung, die man bestimmt sonst nur bei den Bewohnern der Andaman-Inseln kennt, zwischen Vorder- und Hinterindien gelegen.

Die Frau, welche dort Witwe wird, muß die Skelettknochen ihres verstorbenen Mannes Zeit ihres Lebens an ihrem Körper mit sich herumtragen. Nun ist schon immer behauptet worden, daß auch die Pescheräs dieselbe Sitte haben, wenigstens einzelne Stämme; andere Ethnologen bestreiten das.

Gewiß, es war so! Hier war der Beweis.

Die Andamanfrau, um sich möglichst bald mit den Knochen ihres geliebten Gatten, der sie täglich verdroschen hat, schmücken zu können, vergräbt die Leiche in oder bei einem Ameisenhaufen. Die Insekten liefern sehr bald ein sauberes Skelett. Hier kam ich auf die Vermutung, daß die verwitwete Frau Pescherä den geliebten Toten am Feuer brät—nicht um das Fleisch zu verspeisen, sondern um es recht schnell von den Knochen loslösen zu können. Einige Knochen sahen nämlich so angebrenzelt aus.

Ich hatte den an der Bordwand stehenden Leuten erzählt, was es mit diesen Knochen für eine Bewandtnis habe.

„Hm,“ meinte da Oskar der Segelmacher nachdenklich, „das muß aber fatal sein—wenn so eine mehrmals Witwe wird—immer wieder heiratet—wenn die dann so'n halbes Dutzend Knochenkerle mit sich herumschleppt. Nee, die möchte'ch nicht heiraten. Oder legt sie denn die wenigstens ab, wenn sie ins Bett steigt?“

Doktor Isidor sprach mit dem neuen Boote, und da kam ein Mann das Fallreep herauf. Die Frau mit den Knochen folgte ihm. Es war seine Gattin. Wie ich später erfuhr, muß bei den Feuerländern die Witwe das Skelett des Mannes nur tragen, wenn sie nochmals heiratet, was sehr selten vorkommt. Da muß sie sehr, sehr schön sein. So schön wie diese hier. Die hier hatte ein noch viel größeres Maul als Mister Tabak, und so ein großes hatte ich früher noch nie gesehen.

Die Ankömmlinge waren natürlich etwas furchtsam. Das sie nicht vor fremden Tieren erschrecken, dafür war gesorgt worden.

Die Patronin und Doktor Isidor nehmen den Mann in Beschlag, brachten ihn soweit, daß er Rede und Antwort stand, während die Matrosen die Frau umringten, sie mit Talglichtern und anderen Leckereien fütterten.

Illustration

So verging einige Zeit. Da wollte sich Oskar, der sich hauptsächlich bei der Unterhaltung hervorgetan, den lebenswürdigen Schwerenöter gespielt hatte, von dieser unvergeßlichen Stunde ein Andenken verschaffen. Er trat unbemerkt hinter sie, zog sein Messer und schnitt ihr den auf dem Rücken hängenden Schenkelknochen ab.

Ich wurde erst durch das Kichern der Matrosen stutzig, da war es schon geschehen, und da wandte sich auch der Pescherä wieder dem Fallreep zu, ein grunzender Laut, und die Frau folgte ihm, ohne ihren Verlust bemerkt zu haben. Oskar hielt den großen Knochen hinter seinem Rücken verborgen.

Das ging natürlich auf keinen Fall, und kein anderer erhob Einspruch. So tat ich es.

„Was soll der Unfug! Oskar, gebt dem Weibe sofort den Knochen zurück!“

Er wollte nicht. Da trat ich als Bevollmächtigter der Patronin auf.

„Gebt ihr den Knochen zurück, sofort, ich befehle es!“

Da lief er ihr nach, hielt ihr von der Seite den Knochen hin, so recht höflich.

„He—Sie da—Fräulein—junge Frau—Gnädige—Sie haben das linke Bein von Ihrem seligen Gatten liegen lassen.“

Das gab ja schon genug Grund zum Lachen. Aber es kam noch besser.

Die Frau war nicht sonderlich überrascht, nahm den Knochen einfach hin, griff sich allerdings einmal auf den Rücken. Nun mußte sie das steile Fallreep hinab, wollte sich dabei mit beiden Händen festhalten. Und so nahm sie den Schenkelknochen einstweilen zwischen die Zähne.

„Guten Appetit, wünsche wohl zu speisen!“ rief ihr Oskar nach.

Da brach das Gelächter natürlich erst recht los.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Ich glaube, wenn ich noch nautischer Steuermann gewesen wäre, so hätte ich auch nichts weiter erfahren, weshalb wir hier lagen, was die Patronin beabsichtigte. Nur der Kapitän wußte wohl etwas mehr davon. Ganz sicher aber Doktor Isidor. Die beiden, die Patronin und der Schiffsarzt, steckten jetzt mehr denn je zusammen, unterhielten sich leise.

„Sie kommen doch mit, Herr Waffenmeister?“ sagte die Patronin zu mir.

„An Land? Herzlich gern!“

„Nehmen Sie ein Jagdgewehr mit.“

O, das war etwas für mich! Ich war ein leidenschaftlicher Jäger! Das heißt, das war nur eine platonische Liebhaberei von mir. Ich war überhaupt noch nie auf der Jagd gewesen. Als Junge hatte ich Sperlinge geschossen, auch einmal eine Taube, wofür ich den Hosenboden geklopft bekommen hatte—sonst noch nichts weiter. Ja, ich war in Ländern gewesen, wo Löwen und Tiger und Antilopen sind, aber doch immer nur im Hafen, und das ist doch ganz anders, als sich mancher denkt, als es manche Jugendschriftsteller schildern. Da kommt unsereiner doch gar nicht hin. Nach Möven hatte ich einmal geschossen. Da hatte mir der Kapitän das Tesching weggenommen. „Hier hat nur einer eine Waffe zu führen, und das bin ich!“

„Auch die Matrosen, die uns an Land rudern, sollen Waffen mitnehmen. Diese auszuteilen, das wäre Ihre Sache, Herr Waffenmeister. Aber ich weiß noch nicht, wer mitkommt und wieviel. Wahrscheinlich dampft auch gleich das ganze Schiff in die Bucht, die Einfahrt muß noch einmal ausgepeilt werden. Der Kapitän hält es doch für besser. Die Waffenkammer steht ja immer offen.“

So hatte die Patronin noch hinzugefügt. Also ich suchte mir in der Waffenkammer eine Doppelbüchse aus, sie waren alle gleich, ganz neu, schnallte einen Gürtel mit Revolver um, nahm aber den Entersäbel ab, füllte die Munitionstaschen aus den Eisenkisten mit Patronen, dann ging ich in meine Kabine und bereitete mich sonst noch etwas auf die Expedition vor, zum Beispiel indem ich als Hauptsache meine Fischblase mit Tabak füllte.

Als ich wieder an Deck kam, waren die beiden Boote schon ausgesetzt. Also eine Jolle und, wie wenigstens der Kapitän gesagt hatte, die Dampfbarkasse. Es war aber ein Motorboot mit Petroleumbetrieb, ein großes Ding, lag unter einem Verdeck mittschiffs zwischen Groß- und Kreuzmast, wurde durch eine Winde aufgehoben und ausgeschwenkt.

Die Patronin kam aus der Kajüte. Ich kannte sie nicht anders als in einem weißen Kleide mit weißen Segeltuchschuhen. Jetzt trug sie ein dunkles Lodenkostüm, nicht allzu kurz. Man konnte eben noch sehen, daß sie Schaftstiefel anhatte. Na, das ging noch. Ich hatte nämlich schon so einen Kostümwechsel erwartet und gedacht, gefürchtet, sie könnte in Hosen kommen. Und das kann ich bei einem Weibe nicht leiden, obgleich ich sonst gar nicht so bin. Über die Schulter hatte sie eine zierliche Doppelbüchse gehängt, und am Gürtel durften

natürlich Revolver und Jagdmesser nicht fehlen. Sonst wär's doch keine Jagdexpedition im amerikanischen Feuerlande gewesen.

Sie hatte das Motorboot benutzen wollen, aber da funktionierte etwas nicht, wie der Motor auch knatterte und stank. Die Maschinisten suchten und debattierten. Nur der erste fehlte, der verließ seine Kabine nicht.

Auch der Doktor kam mit, Ernst sollte steuern. Er wußte noch gar nicht wohin. Die sechs zum Rudern kommandierten Matrosen erschienen mit Doppelbüchsen.

„Du, Max,“ mußte ich zu dem einen sagen, der sein Gewehr verächtlich am Riemen nachschleifte, „das ist eine Flinte und keine Mistgabel!“

„Wat schall ick denn mit dem Kohfott?“ lautete die noch verächtlichere Antwort.

„Hast Du denn nicht in der Marine gedient?“

„Ick? Neee.“

„Warum haben sie Dich denn nicht genommen?“

„Weil ick keen groten Zeh hävv an den rechten Foot.“

„Wo hast Du denn Deine große Zeh gelassen?“ mußte ich lachen.

„Mien Mutting seggte, dee hätt mi der Adebar afbäten.“

Er schleifte seinen „Kuhfuß“ weiter.

Bis zum Exerzieren mit dem Gewehr und zu Schießübungen war es noch nicht gekommen, das würde aber auch noch geschehen. Ich will überhaupt gleich sagen, daß ich dieses Schiff und seine Mannschaft noch zu Waffentaten, zu Kriegstaten anführen wollte. Aber so weit, um der Patronin meinen Plan zu offenbaren, war es noch nicht. Man soll niemals vorher von etwas sprechen, ehe man richtig loslegen kann! Sonst ist die Hälfte des Erfolges schon dahin!

Wir stießen ab. Die Pescheräboote waren schon wieder in der Bucht verschwunden, die auch unser Ziel war.

Aus einer sachgemäßen Erforschung der Einfahrt, ob das große Schiff auch überall genug tiefes Wasser habe, was die Patronin doch beabsichtigte, sollte nichts werden, das mußte dann der Motorbarkasse oder einem anderen Boote überlassen bleiben, denn wir selbst sollten noch ein sehr hübsches Erlebnis haben, was aber unsere Absicht vereitelte.

Wegen der Pescheräs war also das ganze Viehzeug, soweit es gefährlich aussah, einmal eingesperrt worden. Wir hatten uns ungefähr 200 Meter vom Schiffe entfernt, als vielstimmiges Hundegebell in allen Tonarten erscholl. Juba Riata, der Herr und Meister dieses Viehzeuges, hatte es wieder in Freiheit gesetzt. Über der Bordwand tauchten zuerst Hundeköpfe auf, Lulu, das Elefantensbaby, schwenkte seinen Rüssel und quakte, Löwen- und Tiger- und Bärenköpfe kamen hinzu, alle diese Tiere richteten sich auf und blickten dem Boote, das die Herrin entführte, nach—ein famoser Anblick, wie alle diese Tiere in Reih und Glied aufgerichtet an der Bordwand standen!

„Ob die wohl nachkämen,“ meinte die Patronin, „wenn ich—“

Da war es schon geschehen. Plauz, plauz, plauz ging es, und immer wieder spritzte das Wasser.

Die ersten waren Thor und Odin gewesen, zwei prächtige Neufundländer, welche die abgehende Herrin erblickt und sie nicht im Stiche lassen wollten—ihnen nach folgte Frau Holle, der beiden gemeinschaftliche Ehegattin. Diese drei waren ja geborene Wasserraten, und zwar von der Salzwasserkante, aber—

„Was die können, können wir auch!“ sagten sich Kastor und Pollux, zwei riesige Boxer, mehr Bullenbeißer, und jumpten hinab.

„Nun aber schleunigst nach!“ sagten sich Max und Moritz, zwei Bernhardiner, und verschwanden in den Fluten.

Und dann gab es einen Plautz und Klatsch wie ihn eigentlich nur August der Starke fertig brachte. Diesmal aber war es Willy gewesen, der braune Bär, der sich die fünf Meter herabplatschen hatte lassen.

Und dann sauste durch die Luft ein gelber Bogen und verschwand ziemlich geräuschlos im Wasser—die Marchesse, die Herzogin, die gewaltige Königstigerin.

Daß der Tiger meilenbreite Meeresarme überschwimmt, um von einer Insel zur anderen zu gelangen, ist ja bekannt.

Es gab auch noch andere Hunde und sonstige Tiere genug, die uns hätten folgen können, auch sicher bereit dazu waren—die aber wurden wohl von Juba Riatas Peitsche zurückgehalten.

Und was wir hier gesehen hatten, das genügte ja auch schon.

O, war das ein Anblick gewesen!

So etwas läßt sich ja gar nicht beschreiben!

Auch nicht das Großartige andeuten, was dem Ganzen zugrunde lag. Diese Treue! Rinn ins Wasser und der geliebten Herrin nachgeschwommen!

Und wie die verschiedenen Köpfe nun angerückt kamen, diese glühenden Augen, wie jetzt der Wettkampf im Schwimmen losging!

So etwas müßte man photographieren, kinematographieren—und es gäbe doch nur ein totes, seelenloses Bild.

Kurz und gut, mir stieg es wieder einmal ganz siedend heiß zum Herzen empor.

Und die Patronin sprang auf und klatschte in die Hände und jubelte und jauchzte—gebärdete sich wie ein vor Weihnachtsfreude närrisch gewordenes Kind. Und ich konnte es begreifen.

„Los, Kastor, Pollux—laßt euch nicht von der Marchesse überholen—Max, der Max kommt vor! —Der Willy, guckt mal den Dickwanst an—“

So und anders klang es durcheinander. Eben ein Anblick, daß selbst der faule Max, das heißt der Matrose ohne große Zehe, ganz enthusiasmiert wurde.

Ich hätte auf einen der Neufundländer gewettet, alle drei waren ja auch weit voraus gewesen—und hätte verloren. Mit einem Male legte Willy los, der braune Bär, der Fettwanst schoß plötzlich wie ein Fischotter durchs Wasser und hatte schnell die drei Neufundländer überholt.

Wir hatten natürlich mit Rudern aufgehört. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit kam der Bär heran. Und wollte zu uns ins Boot. Er legte die Pranken auf den Bordrand, suchte sich zu heben.

Wir kamen in größte Gefahr, das Boot wollte kentern. Und der Bär war durch nichts abzuwehren, wie wir auch auf ihn losschlügen. Wir hätten ihm die Pranken abhacken müssen. Und jetzt kamen die Hunde und glaubten, nichts wäre uns erfreulicher, als wenn sie ebenfalls ins Boot kletterten. Und zwar kamen sie alle von derselben Seite. Es hätte tatsächlich eine Katastrophe geben können, mit dem einfachen Kentern war es noch gar nicht abgetan.

Bis ein Matrose auf die geniale Idee kam, seinen Tabakssaft Willy in die Augen zu spucken. Es war ja nicht gerade sehr hübsch, auch keine ritterliche Fechtweise, aber im Augenblick wirklich das einzige Mittel, das uns vor der Katastrophe bewahrte. Der Bär ließ sich zurück ins Wasser plumpsen, um sich erst einmal die deliziose Sauce, die ihn halb oder ganz blind machte, abzuwaschen, wobei es ganz possierlich aussah, wie er dabei wirklich seine Tatzen zu Hilfe nahm.

Freilich hielten wir uns nicht lange mit dieser Beobachtung auf, die Hunde ließen sich noch einmal zurücktreiben, schnell wurden die Riemen gebraucht, wir kamen heraus aus dieser gefährlichen Situation.

In langsamerer Fahrt ging es weiter, die ganze Menagerie hinter uns her. Willy machte wohl noch den Führer, hatte aber keine Lust mehr, für die anderen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nach noch nicht zehn Minuten steuerten wir in die Bucht ein. Zuerst ein langer Wassertunnel, so breit, daß drei große Schiffe bequem nebeneinander hätten fahren können, hüben und drüben begrenzt von hier geradelinigen Landzungen, mehrere Meter hoch, mit Gras bewachsen. dann kam die eigentliche Bucht, ein weites Bassin, in dem eine ganze Kriegsflotte ankern hätte können—wenn sie wegen der Wassertiefe einlaufen durfte.

„Sie kann es,“ erklärte die Patronin, „mein Bruder hat hier alles ausgepeilt. Dort an der niedrigen Felswand kann auch das tiefgehendste Schiff wie an einem Kai anlegen.“

Wie selbst legten noch etwas vor dieser Felswand an, auf die wir vom Boote aus nur mit einer Leiter gekommen wären, während davor das Boot einen idealen Platz hatte. Wir konnten gleich auf das Ufer springen, mit festem, weißen Sande bedeckt, und taten es.

Und fast gleichzeitig erreichten auch die Tiere das Ufer, etwas hinter uns. Der erste, der aus dem Wasser stieg, war Willy, er trabte in kurzem Galopp auf uns zu, wurde aber im laufen von Moritz, dem weißen Bernhardiner, überholt—und im nächsten Augenblick lag Frau Helene Neubert am Boden und Moritz patschte ihr mit seinen Pfoten auf dem Körper und im Gesicht herum, dann wurde er hierbei von zwei anderen Kötern unterstützt, und wie ich ob des unerwarteten Anblicks noch etwas fassungslos dastand, erhielt ich einen Stoß, der mich ebenfalls auf den Boden legte, auch ich wurde von liebevollen Hunde- und Bären- und Tigerpfoten bearbeitet, und dann war die allgemeine Balgerei fertig, neun Männer und eine Dame wälzten sich mit Hunden und Bären und Tigern im Sande herum.

Na, dieses Schimpfen und Lachen und Brüllen im Lande der trostlosen Verzweiflung!

Die Tiere, überhaupt schon außer sich vor Freude, wieder einmal festes Land unter den Füßen zu haben, glaubten nicht anders, als wir seien extra hierher gekommen, um mit ihnen zu spielen.

Endlich gelang es uns, sie abzuwehren und wieder zur Raison zu bringen. Oder sie balgten sich nur noch untereinander.

Aber wie wir aussahen! Wie aus dem Wasser gezogen und nun in dem feinen, trockenen Sande herumgewälzt. Besonders Doktor Isidor, der immer einen schwarzen Gehrockanzug trug, auch jetzt. Wie das Männchen aussah! Wie ein mit Mehl paniertes Schornsteinfeger! Ja, dieser jüdische Gelehrte liebte so als Gentleman aufzutreten, daß er entweder ohne Kopfbedeckung ging oder mit einem blankgewaschenen Zylinder, auch für diese Expedition hatte er ihn aufgehört, hatte ihn jetzt noch auf, aber nun in welchem Zustande—und dieser Witzbold wußte die Komik noch zu vermehren, indem er sich jetzt danach hinstellte, die Hände über der Brust gefaltet, den total verbeulten, eingetriebenen, sandigen Zylinder ganz schief auf dem Kopfe, wie der uns nun durch seine Klemmergläser, die er glücklich gerettet, wehmütig von der Seite anschielte—„Kinder, was sagt Ihr nun dazu.“

Ach, es dauerte noch lange, lange Zeit, ehe wir uns wieder beruhigt hatten, im Lande der Verzweiflung, und weitere Umschau halten konnten.

Umgrenzt wurde die Bucht von einem breiten Streifen weißer Sandfläche, wo Ebbe und Flut spülte, dann kam eine noch viel breitere Rasenfläche, ich sah schon, wenn wir uns hier länger aufhielten, unseren zukünftigen Sport- und Exerzierplatz, dann begann der Buchenwald, ohne Unterholz, parkähnlich, dahinter erhoben sich grüne Hügel, ferner im Hintergrunde schneebedeckte Berg- rücken.

„O, hier ist es schön, herrlich—hier laßt uns Hütten bauen!“ ließ ich meiner Begeisterung freien Lauf.

„Ja, hier möchte ich einmal begraben sein!“ erklang es neben mir.

Betroffen wandte ich mich um. Die Patronin. Mit einem verträumteren Auge denn je.

Hatte das arme Weib eine visionäre Ahnung?

Ich sollte nicht dazu kommen, darüber nachzugrübeln, und sie auch nicht, und es war gut so. Es war eben nur so eine Redensart gewesen, wie man sie so manchmal von sentimentalen Personen hören kann: „Hier möchte ich einmal begraben sein.“

Plötzlich kam die Marchesse hinter dem Damm, den die schmale Landzunge bildete, hervorgetanzt; drehte sich so blitzschnell im Kreise, daß der Tigerleib einem gelben Reifen glich, wir bemerkten nur, daß sie irgend etwas Schwarzes, Großes am Schwanzende hängen hatte, und erst als sie dann davon rannte, sahen wir es: an ihrem Schwanz hing ein großer Hummer.

Sie wußte sich übrigens schnell zu helfen, rannte nur zum nächsten Felsen, dort schlenkerte sie den Schwanz tüchtig dagegen, zerschmetterte den Hum- mer—und verspeiste ihn mit Wohlbehagen!

Diese kleine Szene hatte unsere Lachlust neu angeregt.

Woher hatte der Tiger den Hummer bekommen? Das wäre ja schön gewesen, wenn es hier mehr gab. Frischer Hummer ist doch etwas ganz anderes als ein- gebüchst.

Nun, wir brauchten nur in das klare Wasser zu blicken, dort unten zwischen den Steinen krebsten genug herum, und was für Exemplare!

Aber wie ward uns, als wir den Damm erstiegen. Was erblickten wir da!

Illustration:

Mit dem Ausruf „Allmächtiger Gott!“ blieb der Peitschenmüller plötz- lich stehen. Zwischen zackigen Steinen gebettet lag vor den Wande- rern ein mächtiger Dampfer als hilfloses Wrack.

Vor uns lag eine andere Bucht, noch viel, viel größer als diese, und vollstän- dig anders beschaffen. Hier mußte einmal ein Felsen gestanden sein, der im Laufe der Jahrtausende ganz unterwaschen worden und dann zusammenge- brochen war. Durch Ebbe und Flut waren dann die Trümmer abgerundet wor- den. Soweit das Auge reichte, war der Boden mit runden Steinen bedeckt, von den kleinsten an bis zu solchen wie große Kegelkugeln, und dazwischen stand noch das letzte Wasser der Ebbe.

Und in diesem Gemisch von Wasser und Steinen nun ein einziges Gewimmel von Hummern, die sich an toten und sterbenden Fischen delektierten.

Diese ganze Bucht war nämlich die reine Fischfalle. Indem der nur schmale Eingang mit einem Wall solcher loser, runder Steine verbarrikadiert war. Bei Flut ging das Meerwasser noch hoch darüber, die Fische kamen herein, das Wasser trat wieder zurück, zuletzt floß es zwischen den Steinen ab, durch wel-

che die größeren Fische nicht konnten, sie bleiben auf dem Trockenen liegen oder hatten nur noch ganz kleine Tümpel, in denen sich die Hummer ihrer bemächtigten. Und so ging das bei jeder Ebbe und Flut. Verwesende Fische konnten keinen Gestank erzeugen, indem sich dann auch jedesmal Seevögel in Legionen einstellten, die alles verzehrten und forttrugen, was nicht schon die Hummer in den Scheren hatten.

Ich will gleich erwähnen, daß dies nicht die einzige so beschaffene Bucht war, die ganze Küste meilenweit hinauf wimmelte es ebenso von Hummern, und fast überall waren sie ebenso leicht zu fangen, einfach zu greifen—wobei man sich freilich vorsehen mußte, daß die Hummer nicht eher zugriffen.

Auch will ich gleich noch erwähnen, daß wir mit diesen Hummern noch etwas Schönes erleben sollten! Aber nicht etwa etwas Lustiges. Die sollten uns diese Gegend noch wirklich zum Lande der Verzweiflung machen.

„Himmel, hier kann man ja Millionär werden!“ rief ich ideal veranlagter Mensch, der aber doch so prosaisch sein kann.

„Millionär?“ wiederholte die Patronin verwundert.

„Nun ja, wenn man die Hummer gut verpackt einsackt oder gleich hier eine Konservenfabrik anlegt.“

„Ach so meinten Sie! ist es denn nicht bekannt, daß es hier in der Magalhaesstraße so viele Hummer gibt?“

Ich hatte noch nichts davon gehört.

Ja, welches Schiff wagt sich denn auch hier so nahe an diese gefährliche, gänzlich unbekannte Küste? Wer hat hier etwas zu suchen?

„Merkwürdig, daß mein Bruder gar nichts von den Hummern berichtet hat, das ist doch auffallend genug.“

„Ihr Bruder war hier?“

„Voriges Jahr.“

„In welchem Monat?“

„Im November—vorvoriges Jahr.“

„Dann haben die Hummer vielleicht Laichzeit gehabt oder hielten sich aus anderem Grunde anderswo auf.“

„Ja, das ist möglich. Also Sie meinen, hier könnte man Millionen herausholen?“

„Na, wenigstens von einer Million sprach ich!“ lachte ich. „Aber ich glaube wirklich, daß dies hier eine unermessliche, unerschöpfliche Geldquelle ist.“

Die Patronin sah mich groß an.

„Sehen Sie, sagte ich Ihnen nicht, daß—“

Sie brach kurz ab.

„Herr Waffenmeister, ich will nachher einmal mit Ihnen allein reden.“

Unterdessen durchkreuzte drüben schon das Motorboot die tiefe Bucht, immer lotend, hinterher dampfte langsam die ARGOS. das in dieser Bucht riesenhaft aussehende Schiff legte glatt an jener niedrigen Felswand an, es wurde an festgewachsenen Steinen vertaut, nur die Bordwand brauchte an der betreffenden Stelle geöffnet werden, die Laufbrücke nicht erst hinausgeschoben, man konnte gleich an Land treten.

„Herr Kapitän!“ rief die Patronin hinüber. „Alles hat frei, was Sie nicht unbedingt brauchen!“

Und sie kamen an Land. Zuerst aber die ganze Menagerie. Mit Ausnahme der Haus- oder hier vielmehr Schiffskatzen. Die gehen eben nicht von Bord. Dagegen waren die Tauben, und was sonst noch Flügel hatte, schon vorher dem na-

hen Wald zugeflogen. Aber sie alle stellten sich dann am Abend wieder ein, keine einzige fehlte.

Ach, dieses Leben, das sich jetzt hier am Strande entwickelte, im Lande der trostlosen Verzweiflung! Wie die Tiere sich freuten, nach sechswöchentlicher Seefahrt wieder einmal festen Boden, Sand, Erde, Gras unter die Füße zu bekommen! Besonders die Hunde, wie die sich balgten, wie sie tobten! Und was nun sonst noch alles passierte!

Das erste war, daß Lulu in eines der großen, tiefen Löcher fiel, denen es hinter dem Sandgürtel auf der Rasenfläche sehr viele gab, als wären Bäume mit den Wurzeln herausgehoben worden. So war es auch sicher, sie waren vom Sturm entwurzelt.

Das jämmerlich quäkende Elefantensbaby wog mindestens schon seine drei Zentner, es mußte mit Seilen unter großen Anstrengungen wieder herausgeholt werden. Und kaum war es in Freiheit gesetzt, da plumpste es schon wieder in ein anderes Loch und schrie mit seinem Elefantenkinderstimmchen Zeter und Mordio. Und so ging das weiter. Für Lulu schienen diese Erdlöcher nur dazu vorhanden zu sein, um hineinfallen zu können. Bis es auf ein löcherfreies Revier kam.

Am meisten Spaß—wenn nicht jeder Anblick immer wieder übertroffen wurde—machte mir der Rabe, der selbstverständlich Huckebein hieß.

Er konnte sprechen, sein Sprachlehrer mußte ein Sachse gewesen sein, der ihm nur ein einziges Wort oder nur eine einzige Redensart beigebracht hatte: ach herrjeeehses! Er war aber nicht redselig, man bekam es sehr, sehr selten einmal zu hören.

Jetzt holte Huckebein nach, was er so lange versäumt hatte. Krummbeinig oder doch mit seitwärts eingesetzten Füßen watschelte er in dem Sande, immer eine bestimmte Strecke hin und her marschierend, und dazu erklang es ununterbrochen: ach herrjeeehses, ach herrjeeehses, ach herrjeeehses—.

Es war zum Totschießen!

Aber es sollte noch besser kommen.

Wie wir noch so um ihn standen und lachten, hielt er plötzlich an, senkte in eigentümlicher Weise den Kopf mit dem mächtigen Schnabel, als denke er über etwas nach, dann wieder aufgerichtet, den Weg fortgesetzt, und—

„Nu wees Knebbchen, ach herrjeeehses, ach herrjeeehses, nu wees Knebbchen—“

„Ich habe ihn schon ein Jahr, und ich weiß noch gar nicht, daß er das auch kann!“ wollte die Patronin wohl sagen, es war aber vor Lachen gar nichts zu verstehen.

In einiger Entfernung davon stand an einem Wassertümpel, den der letzte Regen zurückgelassen hatte, Fritz, der Mondgucker, stütze sich auf einen mächtigen Entersäbel, blickte mit furchtbar finsternem Gesicht in das Wasserloch—stand gerade da wie der grimme Hagen von Tronje, der als letzter Kämpfer auf der Hunnenburg Wache hält.

Nun will ich hier gleich etwas bemerken, ein für allemal, es erspart mir viele weitere Erklärungen.

Es ist eine Tatsache: dumme, beschränkte Menschen gibt es unter den Seeleuten, unter den Matrosen, nicht! Wenigstens nicht unter den deutschen! Man findet auf solch einem Schiffe einen Mutterwitz zusammengedrängt, wie er sonst auf solch einem engen Raume nirgends wieder in der Welt vorkommt. Da ist ein Schatz vorhanden, der für die Literatur erst noch gehoben werden muß.

Aber überhaupt, einen beschränkten deutschen Matrosen gibt es gar nicht. Nicht nur, weil solch ein Seemann doch viel in der Welt herumkommt—nein, es ist etwas ganz anderes dabei. Das Salzwasser macht es, sagt man. Es ist gar nicht so unrecht. Das Salzwasser soll keine Dämlichkeit dulden. Auch nicht so unrecht. Nämlich ein beschränkter Matrose würde sich so unglücklich fühlen, daß er bald einen anderen Beruf ergreifen würde.

Es fängt gleich mit der Erziehung des Schiffsjungen an. Er wird von den Matrosen scharf gemacht, salzig sagen die aber— „soltig“, oder richtiger „soldich“ geschrieben. Ach, was muß so ein armer Junge durchmachen! Zuerst wird er regelmäßig zum Kapitän geschickt, er soll etwas verlangen, was es gar nicht gibt, einen Butterquast oder eine Teerzange oder dergleichen, wofür er vom Kapitän natürlich prompt ein paar Backpfeifen bekommt. Und so geht das fort und fort, und da gibt es ja noch tausenderlei „Witze“, bis der Junge „soldich“ ist, auf nichts mehr hereinfällt.

Das ist auch der Grund, weshalb alle deutschen Matrosen so mißtrauisch sind, bei all ihrer sonstigen Ehrlichkeit und Biederkeit und Offenherzigkeit. Von jedem Fremden denken sie zuerst, er will sie veralbern. Und sind auf ihrer Hut.

Ähnlich ging es ja früher bei allen Handwerkerzünften zu. Aber die Zunft der Seemannschaft ist die einzige, die sich bis heute noch seit vielen, vielen Jahrhunderten mit all ihren Eigentümlichkeiten noch ganz genauso erhalten hat, die Dampfer haben daran noch gar nichts geändert.

Und was das deutsche Seevolk schon in alten, alten Zeiten für einen Witz und Humor besessen hat, sogar in Sachen, die man eigentlich ernster nehmen sollte, das zeigt am besten das uralte Hamburger Stadtwappen, heute noch zu sehen im Johanneum, im Erdgeschoß.

Es ist eine Tafel, da sieht man auf einem Grabsteine einen Esel sitzen, der Dudelsack spielt, und darunter stehen die Worte:

„De Werlt heft zick ummeckert, darumme zo hebbe ick arme eezel pipen gheleert.“

Solch ein Stadtwappen ist heute wohl nicht mehr möglich. Das brachten damals nur die Ratsherren von solch einer freien Seestadt fertig! —

Also Fritz, der Mondgucker, stand breitbeinig an der Wasserpfütze und stütze sich finster auf sein mächtiges Schwert, wie weiland der grimme Hagen von Tronje als Wächter auf der Hunnenburg.

Ich ging hin.

„Was machst Du denn da, Junge?“

„Dee Bootsmann hädd mi herstellt.“

„Wozu denn?“

„Ick mött Hampelmann bewacken, dat he nich utkniept.“

„Was? Hampelmann? Den Laubfrosch?“

Wahrhaftig schwamm da in der Wasserpfütze unser Hampelmann herum, der letzte Mohikaner, nämlich der letzte Laubfrosch, den Lottchen, unsere Ringelnatter, noch nicht verschluckt hatte, und die Patrona versicherte, daß sie sich diese Untugend jetzt überhaupt ganz abgewöhnt habe.

Auch dieser Laubfrosch hatte einmal seine Freiheit an Land bekommen sollen, der erste Bootsmann hatte den Schiffsjungen daneben als Wächter aufgestellt, mit einem mächtigen Schwerte!

Ich weiß nicht, ob dieser Witz durch Erzählen so wirkt, wie damals auf uns in Wirklichkeit.

Na, ich erlöste den armen Jungen natürlich gleich. Übrigens hätte auch der Bootsmann ihn nicht lange seiner Freiheit beraubt, er war schon unterwegs.

Und so ging es weiter im Lande der trostlosen Verzweiflung.

